

Die Wahrheit erfährt man auch als *Vertrauen und Treue*: Niemand verrät in seiner Arbeit den anderen. Niemand vergeudet die Arbeit des anderen. Niemand dient dem anderen mit einer Scheinarbeit. Der Arbeiter erhält einen gerechten Lohn für seine Arbeit, und der Abnehmer, der die Früchte der Arbeit benötigt, erhält ihr zuverlässiges Erzeugnis.

Die Wahrheit der Arbeit wird somit als Verständigung und Treue erfahren. Ein jeder, der in das System der so verstandenen Arbeit eintritt, tritt ein in die Welt der Treue und der Verständigung. Die Arbeit bedeutet dann für den Menschen etwas mehr als bloß ein Mittel des Lebensunterhalts — sie ist eine Weise des Menschseins in der Wahrheit.

Eine gewaltige Bedeutung in der Welt von heute gewinnt das Phänomen, dem man den Namen Kultur der Arbeit beilegen sollte. Die Kultur der Arbeit beginnt dort, wo die Wahrheit, der grundlegende Wert der Kultur, auch zum grundlegenden Wert der Arbeit wird. Die Kultur der Arbeit ist heute unsere fundamentale Sorge. Sie ist heute wahrhaftig das, was die Welt über Grenzen und Gesellschaftsordnungen hinaus verbindet. Der Fortschritt auf dem Gebiet der Kultur der Arbeit bildet den eigentlichen Fortschritt der Menschheit. Die Kultur der Arbeit ist auch die grundlegende Form der heutigen Brüderlichkeit der Menschen. Die Verständigung durch die Arbeit ist die beste Art des modernen Kampfes um den Frieden.

Die Ethik der Solidarität mahnt: Du darfst nicht verraten. Wer verrät, der wird auch selbst verraten werden. Es gibt diverse Arten des Verrates. Eine der schmerzlichsten Formen des Verrates ist es, den Menschen zu einer sinnlosen Arbeit zu verurteilen. Die arbeitenden Menschen in Polen haben die Bitterkeit einer solchen Arbeit erfahren. Sie wissen es gut, was eine Lüge ist, die als Seinsweise hingestellt wird. Daher ihr Ruf um Treue. Wird die Welt den Sinn dieses Rufes erfassen? \*

\* Tischners Artikelserie zur „Ethik der Solidarität“ erscheint deutsch in Buchform bei Styria, Graz, im Frühjahr 1982.

## Heinrich Schnuderl

### Pfarrliche und überpfarrliche Aufgaben angesichts der Naherholungsgewohnheiten der Städter

„Dienst an den Menschen in Land und Stadt“ lautete der Untertitel der Österreichischen Pastoraltagung 1979 zum Thema „Landpastoral\*, bei der neben der spezifischen Situation der Menschen in den ländlichen Räumen auch die Wechselbeziehung zwischen Stadt und Land und die sich daraus ergebenden Aufgaben für die Kirche und für ländliche wie städtische Gemeinden diskutiert wurden. Tourismus, Zweiwohnungen, Zu- und Abwanderungen, Pendlerwesen und ähnliches wurden behandelt. Ein spezielles Problem greift nun der folgende Beitrag auf: den Wochenendtourismus, der das Leben und Freizeitverhalten vieler Menschen stark beeinflusst und der erhebliche Auswirkungen auf das religiöse und gemeindliche Verhalten hat. Für die Gesellschaft wie auch für die Kirche ergeben sich daraus wichtige Aufgaben, wozu abschließend konkrete Impulse gegeben werden. red

Das Verhältnis der Menschen zu Glauben und Leben der Kirche und zu ihren Gemeinden kommt besonders deutlich im Sonntagskirchgang zum Ausdruck<sup>1</sup>. Gemeindebildung erfolgt zwar nicht nur am Sonntag, hat aber in der Feier des Auferstehungstages ihre unersetzbare Mitte. Erneuerung der Kirche und der Gemeinden verlangt darum auch nach einem intensiven kirchlichen Engagement für den Sonntag auf allen Ebenen der Pastoral<sup>2</sup>.

Ein vielbesprochenes Kennzeichen heutiger, besonders städtischer Lebensweise scheint dem aber entgegenzustehen und entgegenzuwirken: die Mobilität der Menschen, und da vor allem die Tatsache, daß sich sehr

\* Hrsg. von J. Wiener und H. Erharder, Herder Wien 1980.

<sup>1</sup> Vgl. P. M. Zulehner, Zur Situation der Pfarrseelsorge, in: J. Wiener — H. Erharder (Hrsg.), Pfarrseelsorge — von der Gemeinde mitverantwortet, Wien 1977, 93.

<sup>2</sup> Vgl. W. Zauner, Die Feier des Sonntags als Katechese für die Gesellschaft, in: J. Wiener — H. Erharder (Hrsg.), Gemeindekatechese. Dienst am Glauben der Gemeinde durch die Gemeinde, Wien 1981, 55—64.

viele Städter am Sonntag überhaupt nicht mehr in ihren Wohnpfarren aufhalten. Katecheten und Firmhelfer hören von den Schülern und Jugendlichen, daß diese mit ihren Eltern wegfahren „mußten“ und darum nicht (nie) zum Sonntagsgottesdienst kommen „können“. Neuzugezogene finden keinen Zugang zu „ihrer“ Pfarrgemeinde, Alteingesessene verlieren den Kontakt. Auch engagierte Gemeindeglieder — Pfarrgemeinderäte etwa — werden sonntags immer seltener in ihrer Pfarre gesehen: sie haben ein Wochenendhaus erworben . . .

Die lange Zeit für industrialisierte Städte typische Bipolarität des Lebensraumes mit Wohn- und Arbeitsbereich ist überholt<sup>3</sup>. Zwar gilt nach wie vor, daß „die Funktion des Wohnens für weite Kreise der städtischen Gesellschaft den Vorrang vor anderen Funktionen ihres Daseins“ hat<sup>4</sup>. Der Ort, wo diese Qualität „Wohnen“ gelebt wird, ist für viele aber nicht mehr identisch mit ihrem Hauptwohnsitz. Damit ändert sich aber auch der Bezug zur „Wohnpfarre“. „Das Leben in der modernen Gesellschaft spielt sich in drei Bereichen ab: Wohnen — Arbeit — Freizeit. Wer den Menschen eine Botschaft bringen will, muß sie in allen drei Bereichen mit nahezu gleicher Intensität ansprechen“<sup>5</sup>. Das fordert die Kirche heraus. „Wenn ein Mensch in A wohnt, in B arbeitet, in C seine Zweitwohnung hat, in D seinen Campingwagen stehen läßt und in E seinen Jahresurlaub verbringt, dann ist es an der Zeit zu fragen, wie die Pastoralplanung der Zukunft aussehen muß“<sup>6</sup>.

Voraussetzung für eine situationsgemäße Planung ist, daß das Phänomen einigermaßen klar gesehen wird.

### 1. Empirische Daten

Das Wochenendverhalten der Städter ist pastoral-soziologisch noch wenig erforscht. Für Österreich liegen einige Untersuchungen über Tagesausflüge, Kurzurlaube und Zweitwohnungen vor, die im Auftrag öffentlicher Stellen (Stadt Graz und Bundes-

ministerium für Handel, Gewerbe und Industrie) bzw. vom Österreichischen Statistischen Zentralamt erstellt worden sind<sup>7</sup> und natürlich nicht unmittelbar pastoral relevante Fragestellungen im Blick hatten. Die Angaben über Häufigkeit und Intensität, soziale Schichtungen, Zeitaufwand, Entfernungen und Ziele, sowie Gründe für Tagesausflüge, Kurzurlaube und Aufenthalt in Zweitwohnungen sind aber auch für die kirchliche Arbeit zu beachten.

Unter Tagesausflügen verstehen die genannten Untersuchungen Erholungsaufenthalte außer Haus mit einer Mindestdauer von sechs Stunden, jedoch ohne Nächtigung. Kurzurlaube werden Urlaubsreisen, die zumindest eine und höchstens drei Nächtigungen außerhalb des Hauptwohnsitzes umfassen, genannt.

1976 haben 54,5% der Österreicher angegeben, Tagesausflüge zu unternehmen. Mindestens ein Viertel davon gibt an, Woche für Woche wenigstens einmal unterwegs zu sein. Drei Viertel sind es monatlich wenigstens einmal. Die Jahreszeiten bringen hier nur unbedeutende Schwankungen. Nach Gemeindetypen untersucht, zeigt sich, daß Tagesausflüge bei Bewohnern von Mittelstädten (d. i. von 20.000 bis 250.000 Einwohnern) die größte Intensität erreichen (65,4%), gefolgt von Bewohnern von Städten mit weniger als 20.000 Einwohnern und geringer Agrarquote, also Industrie-, Schul- und Beamtenstädten (59,9%), während die Millionengestadt Wien nur wenig über dem gesamtösterreichischen Durchschnitt liegt (55,7%). Besonders hoch ist die Ausflugsintensität bei Beamten und Angestellten (74,2 bzw. 68,4%). In Wien weist die Gruppe der Kinder und Jugendlichen unter 16 Jahren mit 63% eine besonders hohe Intensität auf.

Auch bei Kurzurlauben zeigt sich ein ähnliches Bild: mit abnehmendem Agraran-

<sup>7</sup> K. Freisitzer (Hrsg.), Freizeit und Naherholungsgewohnheiten der Grazer. Eine empirische Untersuchung im Auftrag der Stadtplanung Graz, Band 5/6 der Schriftenreihe des Institutes für Soziologie an der Universität Graz, Graz 1972; Reisegewohnheiten der Österreicher im Jahre 1976. Tagesausflüge — Kurzurlaube, bearbeitet vom Österreichischen Statistischen Zentralamt, Wien 1978; P. Haimayer, Zweitwohnungen für Freizeit und Erholung (Freizeitwohnsitze) in Österreich, im Auftrag des Bundesministeriums für Handel, Gewerbe und Industrie, Innsbruck 1979.

<sup>3</sup> Vgl. E. Bodzenta, Zur sozialen Situation Wiens, in: Kirche in Wien 27 (Mai 1979) 7.

<sup>4</sup> N. Greinacher, in: HdPTh IV, 347.

<sup>5</sup> E. Bodzenta, ebd.

<sup>6</sup> B. Wittenauer, Freizeit — Tourismus — Kirche, Bonn 1975, 12.

teil und größer werdender Einwohnerzahl nimmt der Anteil an Kurzurlaubern zu: von nur 12,6% in Gemeinden unter 20.000 Einwohnern mit niedrigem Agraranteil, über Mittelstädte (20.000 bis 250.000 Ew.) mit 30,2% bis zum Wiener Anteil von rund einem Drittel der Bevölkerung (33,4%). Die Mehrzahl der Kurzurlauber unternimmt lediglich einmal im Jahr einen Kurzurlaub. Die bedeutendsten Termine hiezu sind selbstverständlich die hohen kirchlichen Feiertage, wobei Ostern und Pfingsten in steigendem Maß eine Sonderstellung einnehmen (1971 noch nur rund 4%, 1976 schon fast 8%): über eine halbe Million Österreicher fuhr 1976 zu diesen Festtagen vom Hauptwohnsitz weg, allen voran natürlich die Bewohner Wiens (16,8% zu Ostern = 256.000 und 14,7% zu Pfingsten = 224.000). Diese beiden Termine werden auch von Einwohnern größerer Mittelstädte in auffallend hohem Maß genutzt (je ca. 11% der Einwohner von Graz und Linz). Vor allem ist es die Schicht der Angestellten, deren Anteil fast das Doppelte des Bundesdurchschnittes ausmacht: Ostern — 13,7% (7,9%) Pfingsten — 12,9% (7,3% Bundesschnitt). Interessant ist bei diesen Kurzurlauben auch die Unterkunftsart: Fast die Hälfte der Kurzurlaubsreisen wird als Verwandten- und Bekanntenbesuch unternommen. Eine große Bedeutung spielen dabei aber auch *Zweitwohnungen*.

Rund einer von zehn österreichischen Haushalten benutzt ein „eigenes“ Wochenendhaus oder Appartement. Die Zahl der Freizeitwohnsitze in Österreich stieg von 1970 bis 1977 von 165.000 auf 280.000 an. Sicher gehören davon viele Ausländern. 1976 haben aber immerhin 270.000 Familien angegeben, ein „eigenes“ Wochenendhaus zur Verfügung zu haben, wobei als „eigene“ auch solche Zweitwohnungen bezeichnet wurden, die von mehreren Haushalten derselben Großfamilie benutzt werden, von jeder Familie jedoch als „eigene“ ausgegeben wurden. Zudem kommen das sogenannte Wohnmobil, in manchen Fällen auch der Wohnwagen, immer mehr in Mode. Rund 700.000 Personen haben also faktisch zwei Wohnsitze. Diese Personen sind vor allem Bewohner größerer Städte:

fast zwei Drittel der Zweitwohnsitze gehören Wienern (61,9%), Bewohner größerer Mittelstädte folgen (19,1%). Nach der sozialen Stellung betrachtet ergibt sich wieder mit 31,8% aller österreichischen Haushalte mit Zweitwohnungen unter den Angestellten der höchste Anteil, ihnen folgen die Pensionisten mit 25,9%; Beamte (14,3%), Arbeiter (13,6%) und Selbständige (12,2%) sind bedeutend geringer vertreten. Zählt man die Besucher „fremder“ Wochenendhäuser hinzu, ergibt sich ein Bundeschnitt von 15,4% der Gesamtbevölkerung, die solche Zweitwohnungen aufsuchen (Österreich insgesamt 15,4% = 1,087.000; Wien 39,4% = 600.000). Nach der Häufigkeit, in der diese Domizile aufgesucht werden, befragt, gaben 51,2% der Benutzer eigener oder fremder Zweitwohnungen an: „Häufig, das ganze Jahr hindurch“.

Mehr als ein Viertel der Österreicher gibt an, bei Tagesausflügen ein bestimmtes Ziel immer wieder aufzusuchen. Auch wenn „wechselnde“ Ziele benannt worden sind, zeigte es sich, daß man nicht von Mal zu Mal woanders hinfährt, sondern daß abwechselnd bestimmte Ziele angestrebt werden — eben typische „Ausflugsorte“. Mit unbestimmtem Ziel „drauflos“ fahren nur 3 bis 4%. Auch bei den Entfernungen, die zurückgelegt werden, und dem Zeitaufwand, den man Woche für Woche auf sich zu nehmen bereit ist, zeigt sich, daß sehr viele Ziele im Umland der großen Städte liegen. Um bestimmte Sportarten ausüben zu können, werden allerdings auch weitere Wege und längere Anfahrtszeiten in Kauf genommen.

In der Rangfolge der Gründe und Zwecke der Wochenendreisen rangieren Werte und Aktivitäten sehr hoch, die in den Städten nicht oder nur sehr mangelhaft realisiert werden können: Erlebnis der Natur, Erholung in landschaftlich schöner Umgebung, Möglichkeiten sportlicher Betätigung und — erstaunlich — ein hoher Grad von Verwandten- und Bekanntenbeziehungen.

Der Trend, zum Wochenende die eigene Wohngemeinde zu verlassen, steht in einem starken Wechselverhältnis zur Wohnsituation, speziell zu der zur Verfügung stehenden Grünfläche: Menschen, die um

ihr eigenes Haus einen Garten haben, verbringen mehr Zeit zu Hause als jene, die in Stadtzentren oder in Miethäusern oder sonstigen Wohnblocks leben.

## 2. Auswirkungen auf das religiöse und gemeindliche Leben

In erster Linie sind durch die Praxis, zum Wochenende den Wohnsitz zu verlassen, die Pfarren in den Städten betroffen. Bis zur Jahrtausendwende, schätzen Soziologen, werden etwa 50% der Gesamtbevölkerung Österreichs in Großstadtreionen leben. In anderen hochindustrialisierten Staaten ist der Trend ähnlich. Trotz der verschiedenen Engagements — auch von kirchlicher Seite —, die Stadtverdrossenheit und die „Unwirtlichkeit unserer Städte“ zu überwinden, wird in absehbarer Zeit das Verlangen, zum Wochenende die Stadt zu verlassen, kaum umschlagen. Somit ist anzunehmen, daß mit dem Anwachsen der Stadtregionen auch ein immer größerer Personenkreis von dieser Spielart der Mobilität erfaßt wird.

Der Wochenendtourismus verändert die nachbarlichen Beziehungen: da das Grundbedürfnis „Wohnen“ vielfach aus der Stadt hinausverlegt und auf das Wochenende konzentriert wird, zeigen viele Städter nur mehr eine schwache Bereitschaft, einen Bekannten- oder Freundeskreis in der Stadt auf- oder auszubauen. Auch die Kontakte zur Pfarre leiden darunter. Es kommt zunehmend zu Wertkollisionen<sup>8</sup> zwischen den durchschnittlichen Erwartungen der Pfarren, wie und wo die Christen den Sonntag verbringen sollen, und den Verhaltensmustern sehr vieler Städter und deren Vorstellungen, wie sie das Wochenende verbringen wollen. Die normale Seelsorge scheint von einer „guten katholischen Familie“ zu erwarten, daß diese am Sonntag in der Pfarrgemeinde anwesend ist (also nur Halbtagsausflüge unternimmt), keine Zweitwohnung benutzt oder gar besitzt (was auch unter sozialen Gesichtspunkten beargwöhnt wird) und auch, daß die kalendermäßig sich bietenden Gelegenheiten,

<sup>8</sup> Vgl. P. M. Zulehner, Wie kommen wir aus der Krise. Kirchliche Statistik Österreichs 1945—1975 und ihre pastoralen Konsequenzen, Wien 1978, 50.

einen Kurzurlaub anzutreten — also zu Ostern oder Pfingsten — eher nicht genutzt werden.

Dabei geht es den Seelsorgern meist nicht nur darum, daß die Gläubigen die Sonntagspflicht erfüllen. (Zur Messe kann man ja auch sonstwo gehen.) Probleme zeigen sich, wenn an Sonntagen mit schönem Wetter und vor allem zu den kirchlichen Festzeiten, in der Karwoche etwa, keine Kantoren, Lektoren, Ministranten „aufzutreiben“ sind, wenn die Mitwirkung des Chores gerade an diesen festlichen Gottesdiensten nicht mehr möglich ist und überhaupt nur mehr eine Rumpfgemeinde feiert. Ein weiteres Problem ist zudem, daß die Städte zum Wochenende verlassenden Gläubigen mit der Distanz von ihrer Pfarrgemeinde auch ein Abnehmen der Erfahrung von Kirche als Gemeinde überhaupt in Kauf nehmen.

## 3. Pastorale Aufgaben, Möglichkeiten und Anregungen

„Auf die Bewegung der modernen Welt muß eine pastorale Beweglichkeit der Kirche antworten“<sup>9</sup>. „Die Mobilität in der heutigen Welt verlangt vielleicht nicht grundsätzlich andere, aber doch zusätzlich neue Wege der Pastoral“<sup>10</sup>. Hiefür seien einige Orientierungen genannt, keine Rezepte, eher Denkanstöße, die vor Ort zu einer pastoralen Reflexion führen sollen.

### 3.1 Pastorale Orientierungen

*Die Seelsorge soll das Faktum des verstärkten Wochenendreiseverkehrs positiv zur Kenntnis nehmen.*

Das bisher vorgestellte Phänomen soll weder ignoriert oder bagatellisiert, noch nur negativ qualifiziert werden. Wir müssen anerkennen, daß viele gute Gründe dafür sprechen können, daß die Stadtbewohner zum Wochenende aus der Stadt hinausfahren: gesundheitliche, ästhetische, verwandtschaftliche ... Wenn die Kirche undifferenziert als Gegner mancher Motive auftritt — möglicherweise noch mit generalisierenden und von der Realität nicht

<sup>9</sup> Papst Paul VI. in seiner Ansprache anlässlich der europäischen Tagung über die Emigrantenseelsorge, A. A. S. 1973, 591.

<sup>10</sup> B. Wittenauer, a.a.O. 12.

gedeckten Unterstellungen („Kilometerfres-ser“) oder mit pauschalen Appellen —, trägt sie selbst dazu bei, daß die Entfremdung zwischen Gemeinde und Gläubigen zunimmt.

Die Stadtverdrossenheit, die zur „Flucht aus der Stadt“ führt, hat ihre Gründe. Einige dieser Gründe können durch Maßnahmen zur Verbesserung der Lebensqualität in der Stadt neutralisiert oder gar überwunden werden. Hier tut sich ein breites Feld auf, wo Christen und ihre Gemeinden ein gesellschaftspolitisches Engagement im Sinn „politischer Diakonie“ leisten können. Die Kirche soll sich aber nicht nur um ihrer selbst willen für die Belebung der Stadt auch zum Wochenende einsetzen, sondern einerseits der großen Anzahl von Menschen wegen, die aus verschiedenen Gründen in der Stadt verbleiben müssen (z. B. die meisten Pensionisten, viele Familien mit kleinen Kindern, Kranke und Behinderte samt ihren Angehörigen) und andererseits auch der gegenwärtig aus der Stadt wegfahrenden Menschen wegen, die ja nicht nur Verkehrsstreß erzeugen und aushalten müssen, sondern auch in ihren Kontakten mit Freunden, in kulturellen Möglichkeiten u. ä. eingeschränkt sind, wenn regelmäßig die Wochenden in der Stadt ausfallen.

*Es ist Aufgabe der Kirche, zur Hilfe des Menschen im Erholungsfeld „Wochenende“ anwesend zu sein*<sup>11</sup>.

Die Kirche muß sich selbst bemühen, die Dissonanz zwischen der Erholungserwartung und der Seelsorge zu mindern, indem sie sich bemüht, den Dienst der Kirche als unersetzbaren Beitrag zur Erholung als Selbsteinholung des Menschen verständlich zu machen<sup>12</sup>. Wenn wir uns um eine pastorale Bewältigung der Probleme des Wochenendtourismus bemühen

<sup>11</sup> Vgl. R. Bleistein, Art. Erholung, in: Handbuch der Pastoral-Anthropologie, Wien — Göttingen 1975, Sp. 255 f.

<sup>12</sup> Dazu ist in Diakonia und anlässlich von Pastoraltagungen immer wieder hingewiesen worden; vgl. etwa W. Zauner—H. Erharter (Hrsg.), Schöpferische Freizeit, Wien 1974; J. Wiener—H. Erharter (Hrsg.), Pfarrseelsorge, a.a.O. 141—150. Dies., Landpastoral. Dienst an den Menschen in Land und Stadt, Wien 1980, 70—84. R. Zerfuß, Die Kirchenführung in der Urlauberseelsorge, in: Diakonia 8 (1977) 167—178.

und wenn die Kirche in diesem Erholungsbereich präsent werden soll, geht es nicht darum, den Menschen total zu organisieren. Der Sonntag — auch wenn ihn unsere Gesellschaft weitgehend zum „Wochenende“ säkularisiert hat — ist ein Erbteil des Christentums. Wie bei vielen Wirklichkeiten, die von der Kirche in die Gesellschaft eingebracht wurden und sich jetzt von ihr emanzipiert haben, gilt auch für den Sonntag, was Golo Mann vom Humanismus gesagt hat: „Ein Humanismus, der nicht über sich hinaus weist, gleicht einer abgeschnittenen Blume. Man weiß nicht, wie lange sie hält, bzw. wie lange er hält“<sup>13</sup>. Darum müssen wir verständlich zu machen trachten, daß das, was das Herrenwort „Der Sabbat ist für den Menschen da, nicht der Mensch für den Sabbat“ (Mk 2,27) sagt und was die Menschen zum Wochenende und im Urlaub suchen: Erholung, Ruhe, Erlebnis der Schönheit der Natur ... einen inneren Bezug zum Glauben, zur Gemeinschaft der Kirche und zur Feier der Eucharistie hat.

Daß die religiöse Dimension des Sonntags mit dem Gottesdienst im Zentrum gerade für den Erholungssuchenden einen unersetzbaren Beitrag bedeutet, wird der Kirche weithin nicht abgenommen. Die Gottesdienste müßten vermutlich mehr dazu beitragen, daß die Menschen sich in einem tieferen Sinn „er-holen“ können, wozu wohl wesentlich gehört, daß der Mensch, der an Überbelastungen und Verfremdungen leidet, gerade in der Liturgie einen Raum der Freiheit erfahren kann, in dem er nicht aus den Zwängen des Alltags in andere Zwänge und Zwecke gerät.

Im Dienst an der Erholung des Menschen können die Gemeinden zwar auch verschiedene Angebote für den Freizeitbereich erstellen — etwa für Menschen, die in der Stadt verbleiben müssen. Mit dem Dienst der Kirche bei der Erholung des Menschen meinen wir aber mehr einen integrierenden Faktor für den ganzen Freizeitbereich: Kirche kann dem ganzen Streben Motivation und Sinn geben<sup>14</sup>.

<sup>13</sup> G. Mann, Menschlichkeit und Religion. Ein Gespräch mit Golo Mann, in: Herder Korrespondenz 32 (1978) 16.

<sup>14</sup> Vgl. R. Bleistein, Pastorale Aufgaben im Freizeitbereich, in: Schöpferische Freizeit 91.

*Eine dem Wochenendtourismus positiv gestimmte Pastoral muß den Spielraum, innerhalb dessen sich die Kirchlichkeit der Gläubigen bewegen kann, voll ausnützen. Der Christ heute soll befähigt werden, in mehreren Gemeinden „daheim“ zu sein.*

Das Dokument „Kirche und Menschen unterwegs“ der Päpstlichen Kommission für Auswanderungsfragen und Tourismus postuliert „die für die Mobilität notwendige Pastoral als eine sogenannte Pastoral ohne Grenzen“ (Nr. 26). Im konkreten Fall ist die Forderung zu erheben, daß die pastoralen Strukturen auch der Mobilität der Städter entsprechend gestaltet werden. Ob manche Modelle von „Gemeindekirchen“ nicht zu sehr an einer eher statischen Gesellschaft orientiert sind, sei zumindest angefragt. Der Christ — zumal der in der Stadt — lebt heute in vielen Bindungen und gehört verschiedenen Bereichen an. Gemeindemodelle, welche die Mehrdimensionalität des Lebens ignorieren und einen berechtigten Spielraum, innerhalb dessen sich Kirchlichkeit bewegen kann, nicht mehr einräumen, werden bedenklich<sup>15</sup>. Das allzu häufige Reden von Kirche als Gemeinschaft (bis hin zur „Pfarrfamilie“) deutet in diese Richtung. Katholisches Christsein war seit jeher auch offen für andere katholische Gemeinden, mit denen in einem sinnvollen Ausgleich übergemeindliche Kirchenerfahrung anzustreben ist. So wie wir auch im bürgerlichen Leben in vielen Rollen und Bezügen stehen, sollen wir auch als Christen fähig sein, in mehreren Gemeinden zu leben. Überall, wo sich der Christ aufhält und wo Christen Gottesdienst feiern, ist er „zu Hause“. Gerade im Urlaub und an den Wochenenden müßte sich diese Offenheit für andere Gemeinden auswirken. Überakzentuierte Gemeindepastoral kann einem anachronistischen territorialen Pfarr- oder Gemeindezwang Vorschub leisten, den Zugang zu anderen Gemeinden erschweren und den Blick auf die größere Kirche verstellen.

<sup>15</sup> Vgl. H. Krätzl, Impulse zur pastoralen Arbeit in Wien, in: Kirche in Wien 27 (1979) 11 f. Ähnliche Bedenken äußert F. Breid, Stabilität und Wandel in der Kirchlichkeit der Landbevölkerung, in: Diakonia 10 (1979) 105: „Es gibt einen berechtigten Spielraum, innerhalb dessen sich Kirchlichkeit bewegen kann.“

### 3.2 Anregungen

Einige praktische Aufgaben wurden unter diesen „Pastoralen Orientierungen“ schon angedeutet. Es gilt nun, dies zu konkretisieren und die Konturen auszuziehen.

#### *Anregungen für die Stadtpfarren*

Die Stadtpfarren haben die schwierige Aufgabe, in positiver Würdigung des Wochenendtourismus „trotzdem“ Gemeinde zu bilden. Eine wichtige Voraussetzung ist eine auf die Pfarre abgestimmte *Situationserhebung*: Wie stark ist die Wochenendwanderung? Welche Ziele werden hauptsächlich angestrebt? Welche Wohnbereiche fallen am Sonntag hauptsächlich aus? (Bewohner von starken Durchzugsstraßen, z. B. von Gürtelstraßen, „müssen“ die Möglichkeit haben, zum Wochenende eine ruhigere Gegend aufzusuchen). Wieviele und welche Personengruppen haben keine Möglichkeit, die Stadt zu verlassen? Wo zeigt sich eine Möglichkeit, im Dienst an den Menschen die Lebensbedingungen in der Stadt verbessern zu helfen?

Manche Vollzüge christlichen Lebens bleiben vor allem an die Wohnpfarre gebunden, auch wenn sonst nur wenige Kontakte zur Pfarre unterhalten werden: von der Sakramentenvorbereitung — schulisch oder außerschulisch — zur Spendung der Initiations sakramente, über den Religionsunterricht bis zu den Kontakten anlässlich von Begräbnissen bieten sich Gelegenheiten an, auch *Begegnungen unter der Woche* zu schaffen. Die Gemeinsame Synode der Bistümer in der BRD hat zu einem ähnlichen Sachverhalt vorgeschlagen: „Wer wegen Berufsarbeit nicht zum sonntäglichen Gottesdienst kommen kann, möge an einem anderen Tag die Eucharistie mitfeiern. Ist dies in einer Gemeinde eine größere Gruppe, so sollte zu geeigneter Stunde ein sonntäglich gestalteter Gottesdienst an einem Wochentag angeboten werden“<sup>16</sup>. Dieser an sich gute Vorschlag birgt auf unsere Fragestellung bezogen allerdings auch große Gefahren: nämlich, daß

<sup>16</sup> Zit. nach W. Zauner, in: Diakonia 10 (1979) 39 (Schwerpunktheft „Der Sonntag — eine Existenzfrage“).

der Feiertag dezentralisiert wird, was ja — bei allen guten Gründen für die Messe „in primis vespere dominicae“ — auch schon durch die Favorisierung der Vorabendmessen in etwa eingeleitet worden ist. Zum Normalfall dürfte es nicht werden, daß Gemeindemitglieder, die am Sonntag einen Ausflug unternehmen, ihren Gottesdienst nur mehr oder vornehmlich unter der Woche mitfeiern. Auch eine Seelsorge, die dem Wochenendtourismus positiv begegnet, „sollte den Sozialcharakter des Feiertages betonen und nicht durch übereilige Anpassung an empirische Ergebnisse über die Freizeitgewohnheiten die ‚heiligen Formen‘ der Zeitznutzung in die dezentralisierte Freizeit aufgehen lassen und somit die Möglichkeit eines Freizeitrhythmus schwächen“<sup>17</sup>.

Auf jeden Fall gilt aber, daß alle sich bietenden Gelegenheiten genutzt werden sollen, trotz der Absenz vieler von der Sonntagsgemeinde, das Netz persönlicher Beziehungen zur Pfarrgemeinde in der Stadt dichter zu knüpfen. Die von der Stadtpastoral geforderten kleineren Gemeinden, Gruppen und überschaubaren Gemeinschaften, in denen wesentliche Kirchenerfahrungen gemacht werden können, werden ja vor allem unter der Woche zusammentreten. Gerade solche Kleingruppen, Familienrunden etc. könnten mitbewirken, daß der Prozeß der Integration in die Stadt und in ein Wohnviertel schneller oder überhaupt erfolgen kann. In ihnen könnten Engagements zur Verbesserung der Lebensqualität in der Stadt überlegt und geplant werden.

So schwer es ist, die Liturgie zu gestalten, wenn wichtige Mitarbeiter der Gemeinde am Sonntag nicht zum Gottesdienst kommen, wird doch die gewissenhafte Vorbereitung und Feier einer festlichen, würdigen, persönlich ansprechenden Liturgie die wichtigste Chance sein, die Menschen in der Stadt zu motivieren, ihrer Pfarrgemeinde auch am Sonntag die Treue zu halten bzw. immer wieder in sie zurückzukehren, weil sie in ihr Heimat und Orientierung finden. „Es muß dem Einzelnen leid tun, wenn er aus welchen

17 Vgl. E. Golomb, in: HdPTh IV 411.

Gründen immer beim Gottesdienst seiner Pfarre nicht dabei sein kann“, formulierte ein Stadtpfarrer.

#### Abstimmung der Gottesdienstzeiten

In den größeren Städten kann durch eine Abstimmung der Gottesdienstzeiten der verschiedenen Kirchen ein vielfältigeres Angebot von Gottesdienstgelegenheiten erstellt werden, wozu auch eine Sonntagsabendmesse zu späterer Stunde gehören könnte. Für diesen Dienst könnten sich die Priester der verschiedenen Pfarren abwechseln. Eine ähnliche Regelung könnte auch bei den Vorabendmessen getroffen werden. So müßten nicht in jeder Kirche der Eucharistiefeyer am Samstagabend alle anderen gottesdienstlichen Feiern — Andachten, Vespere etc. — geopfert werden.

Trotz all dieser wichtigen Versuche, den Städtern einen Zugang zu ihrer Pfarrgemeinde in der Stadt, am Hauptwohnsitz, zu ebnen, wird es auch wichtig sein, den Christen Wege in andere Gemeinden zu weisen. Wenn wir Katholiken die Kirche wieder als Kommuniongemeinschaft vieler Gemeinden erleben sollen, müssen hierfür auch gezielte Erlebnisse gestiftet werden. Wallfahrten und Reisen nach Rom leisten hierfür einen wichtigen Beitrag, es müßte aber auch kirchliche Nachbarschaft wieder intensiviert werden. Einerseits müßte durch den Religionsunterricht, über alle der Kirche zur Verfügung stehenden Medien und durch die gottesdienstliche Verkündigung diese Qualität der Kirche verkündigt werden, andererseits könnte jede Gemeinde durch Partnerschaften diese „Interkommunion“ zwischen den Pfarren unterstreichen. Auf unser spezielles Problem umgelegt, müßte eine Gewissenserforschung angestellt werden, ob die früher — etwa im Religionsunterricht — so selbstverständlich erhobene Forderung, am Sonntag, wo immer man — auf Reisen, Urlaub, Ausflug — sich befindet, die katholische Kirche zum Gottesdienst aufzusuchen, zumindest als Möglichkeit und Einladung den Kindern noch weitergegeben, oder — etwa aus Gründen der „Erziehung zur eigenen Gemeinde“ — verschwiegen wird. Denkbar wäre, daß

zwischen Ausflugszentren und Stadtpfarrern ein lebendiger Austausch, Aushilfe, gegenseitige Predigtdienste etc. geleistet würden. Es sind nicht so viele Gemeinden, die einen starken Ausflugsverkehr im Umland der Städte aufweisen. Pfarrliche Feste könnten gemeinsam mit diesen Gemeinden begangen werden. Katholikentage auf regionaler und diözesaner Ebene könnten ein hilfreiches Instrument sein, solche Gemeinsamkeit zu fördern. Die Pfarrblätter in den Städten sollten die Gottesdienstzeiten der wichtigsten Ausflugsorte abdrucken. Flugblätter, ähnlich jenen, die für die Urlaubergottesdienste an der Adria gedruckt worden sind, könnten beste Dienste leisten.

#### Verständnis gegenüber Zweitwohnungsbesitzern

Die Zweitwohnungsbesitzer betreffend ist von den Stadtpfarrern bisweilen mehr pastorale Großzügigkeit zu verlangen. Die Tatsache des juristischen Hauptwohnsitzes in der Stadt bedeutet noch nicht, daß sich diese Menschen als „in der Stadt wohnhaft“ fühlen müssen. Es kommt durchaus nicht selten vor, daß manche sich den Pfarrgemeinden am Zweitwohnsitz anschließen und dort — etwa — die Taufe ihrer Kinder spenden lassen wollen. Eine solche Situation kann zum Prüfstein für die Bereitschaft zur Sprengung zu enger Gemeindepastoral werden.

#### Anregungen für die Ausflugsparfaren

Der Großteil dessen, was für die Tourismusparfaren mit längeren Urlauben gesagt und geschrieben worden ist, kann auch auf diese Gemeinden übertragen werden. Obwohl Wochenendurlauber, Ausflügler, Wanderer und Wochenendsporttouristen von seiten der Kirche ungleich schwerer als Langzeiturlauber anzusprechen sind, sollten die Tourismusgemeinden auch für diese Gäste offen sein: gute Öffentlichkeitsarbeit, gut sichtbare Gottesdiensttafeln am Ortseingang und bei der Kirche, evtl. Grußbriefe, die in den Kirchen ausgelegt werden, können dieses Publikum vielleicht erreichen.

#### Situationserhebung

Auch in den Ausflugszentren ist eine *Situationserhebung* hilfreich, um evtl. einen Kontakt zu den Herkunftspfarraren aufnehmen zu können. Insbesondere ist es wichtig, zu erkunden, wieviele *Zweitwohnsitze* in der Pfarre errichtet worden sind<sup>18</sup>.

Wichtigster Kontaktpunkt ist auch in diesem Bereich der Tourismuspastoral der *Gottesdienst*. Die Gäste sollen begrüßt, ihre Probleme in den Predigten mitbedacht, ihre Anliegen in den Fürbitten zur Sprache gebracht werden. Die Gemeinden sollen sich bemühen, diese „Fremden“ nicht als „Fremde“ zu behandeln, sondern ihnen mit Gastfreundschaft entgegenzukommen. Viele Ausflüge berühren auch künstlerisch interessante Punkte. Man nimmt an *Kirchenführungen* teil. Die Führung durch ein Kloster, eine Kirche oder sonst ein kirchliches Gebäude sollte sorgfältiger als ein Ort der Verkündigung genutzt werden<sup>19</sup>. Wenn eine Kirchenführung in diesem Sinn nicht durchgeführt werden kann, wäre eine schriftliche Wegweisung, Beschreibung der Kirche und ein Grußwort des Pfarrers angebracht.

#### Verwandtenbesuche als Kontaktmöglichkeiten

Vor allem Wochenendausflüge und Kurzurlaube zu den „heiligen Zeiten“ werden von vielen genutzt, Verwandte aufzusuchen. Vielleicht liegt darin auch eine pastorale Chance, wenn sich viele Städter zu diesen Zeiten meist in ihrer Ursprungsfamilie, und damit auch oft in Milieus, die noch stärker von kirchlicher Präsenz und gläubigem Leben geprägt sind, aufhalten. Die Pfarren könnten an die Verantwortung der älteren Generation für die Jüngeren appellieren und über die Einheimischen die Kurzurlauber und anderen Gäste auch zum Gottesdienst einladen.

Auch in den Ausflugszentren gilt, was in den Städten zu leisten ist, daß eine übergemeindliche, katholische Spiritualität gefördert werden soll.

Sowohl für die Gemeinden in den Städten

<sup>18</sup> J. Morgenbesser, Zur Integration von Zweitwohnungsinshabern, in: J. Wiener — H. Erhardter (Hrsg.), Landpastoral 79—84.

<sup>19</sup> Vgl. R. Zerfuß, a.a.O.



als auch für die Ausflugspfarren sollte die Tatsache, daß die Wochenendtouristen so einmütig auf ihren Wanderungen und Fahrten „landschaftliche Schönheit und Erlebnis der Natur“ suchen, eine Anfrage sein, ob in der Verkündigung und im kirchlichen Leben das Staunen über und die Begegnung mit der Natur als Gottes Schöpfung und Stätte der Gottese Erfahrung zu wenig ernst genommen werden. Die Naturpsalmen im Alten Testament und die in der Gegenwart wieder neu erstehende Naturlyrik sollten zu denken geben<sup>20</sup>. Wird die von vielen erstgemeinte Aussage, daß sie „ihren Gottesdienst im Wald“ feiern, nicht zu schnell abqualifiziert und verdächtigt? Gottesdienst und Andachten an landschaftlich besonders reizvollen Punkten bieten eine Chance, von diesem — immerhin auch durch eine Tradition in der Bibel positiv gewürdigten — Ansatzpunkt zu spezifisch christlichem Beten und Danken weiterzuführen.

Abschließend seien die Gemeinden sowohl in den Entsendegebietern als auch in den Urlaubs- und Ausflugszentren auf ihre Mitverantwortung für das Verhalten der Reisenden auf den Straßen hingewiesen. In Kontakt zu den Kraftfahrerverbänden und zum Kuratorium für Verkehrssicherheit könnten sowohl in der Verkündigung als auch bei anderen Gelegenheiten Aufrufe zu brüderlichem, verantwortungsvollem Fahren ausgegeben werden. Zu nützen sind die Gelegenheiten, bei Wallfahrten, bei Christophorusfeiern oder bei Autosegnungen auf die „Brüderlichkeit der Straße“, aber auch auf das Leben mit der Kirche hinzuweisen<sup>21</sup>.

<sup>20</sup> Vgl. P. K. Kurz (Hrsg.), Psalmen vom Expressionismus bis zur Gegenwart, Freiburg 1978.  
<sup>21</sup> Vgl. zum Ganzen das Schwerpunktheft „Kirche und Tourismus“ dieser Zeitschrift (6. Jg., Heft 5, September 1975).

## Zivan Bezić

### Familienerziehung zum Touristenempfang

*Daß das Phänomen des Tourismus ein wichtiges Anliegen der Pastoral ist, hat sich allmählich herumgesprochen. Allerdings denkt man dabei in erster Linie an die Touristen, vielleicht auch noch an jene Menschen, die hauptberuflich im Dienst an den Touristen stehen, kaum aber an die Privatvermieter, die es in manchen Ländern in großer Zahl gibt<sup>1</sup>. Der folgende Beitrag will auf Probleme der Familien dieser Privatvermieter aufmerksam machen und einige Hinweise für die Vorbereitung der Touristen wie der Familien selbst geben.* red

Manche Familien in Tourismusländern haben in ihrem Haus oder in ihrer Wohnung eigens eingerichtete Fremdenzimmer; insbesondere in wirtschaftlich schwächeren Gebieten, in denen der Tourismus zum Teil erst langsam Fuß faßt, räumen die Familien aber oft ihre eigenen Zimmer für die Fremden und leben während der Saison auf Dachböden, in Kellern, Küchen oder in der Nachbarschaft.

Dieser „aufnehmende“ Tourismus kann verschiedene positive wie negative Folgeerscheinungen nach sich ziehen, die der Ortspfarrer bei der Sorge um seine Pfarrangehörigen berücksichtigen muß, die aber auch den Gästen schon vor Antritt ihres Urlaubs bewußt gemacht werden sollten.

#### Positive Folgen

Die Vermietung einiger Betten bedeutet zunächst eine materielle Bereicherung der Gastgeber. Manche können durch die Aufnahme von Gästen ihre materielle Existenz für das ganze Jahr sicherstellen, andere können das Familienbudget zumindest spürbar aufbessern. Durch das Kennenlernen neuer Menschen, Sitten, Sprachen und

<sup>1</sup> In Jugoslawien gibt es rund 100.000 Familien, die regelmäßig Gäste aufnehmen. 1977 wurden in 120.332 Privatzimmern mit 285.689 Betten 1.417.000 Gäste beherbergt (13.340.000 Nächttigungen). In Österreich wurden 1979 bei etwa 70.000 Privatvermietern im August 7.797.400 Nächttigungen registriert.